Grünberger Wochenblatt.



18. Jahrgang. № 46.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Freitag den 18. November 1842.

Die verborgene Hand.

(Aus dem Französischen.)

Bei Frau von Facqueville war diesen Abend eine jener Gesellschaften versammelt, die für mich so viel Anziehendes hatten, weil sie meist aus ehrwürdigen Ueberresten des vorigen Jahrhunderts bestanden.

Mehrere alte Herren waren bereits im Salon an den Spieltischen beschäftigt, und die Frau vom Hause erwartete nur noch einige Damen.

„Jean,“ sagte sie zu dem Bedienten, „rücke dieses Tabouret näher zum Kamine; es gehört für Frau von Casabianca.“

„Ist Diese nicht,“ fragte ich, „Ihre vertraute Freundin, welche stets die rechte Hand verborgen hält; jene Dame, die niemals spielt und immer nur die linke Hand bietet?“

„Sie haben es errathen! Frau von Casabianca ist eine mir werthe Freundin, eine Dame voll edlen Gefühles und hoher Bildung.“

„Aber warum läßt die Dame nie ihre rechte Hand sehen? Ist Ihnen der Grund davon bekannt?“

„Nein, ich weiß die Ursache nicht, habe auch nie darum gefragt, weil meine Neugierde sie vielleicht verwunden könnte.“

„Entschuldigen Sie meine Indiscretion; aber das Geheimniß dieser Hand hat viel Spannendes für mich.“

In dem Augenblicke trat die Erwartete ein, und die Hausfrau erhob sich, um die Dame mit der verborgenen Hand zu grüßen.

Allmählig hatte sich endlich die ganze Gesellschaft eingefunden, und die alten, verblichenen Gesichter übten wieder jenen stillen, geheimnißvollen Reiz auf mich aus, dem ich mich so gern hingebe.

Die Karten wurden gemischt, ausgetheilt; aber Alles so still, so geräuschlos, als wenn die Seelen der Abgeschiedenen am Tische säßen. Die Frau vom Hause und Frau vom Casabianca waren die Einzigen, welche nicht spielten. Letztere hielt ihre rechte Hand, wie gewöhnlich, tief verborgen; sie war eine Dame von ungefähr sechsundfunfzig Jahren, und in ihrem G sichte waren eben so sehr die Züge von ehemaliger Schönheit, als von Entschlossenheit sichtbar.

Die Gesellschaft blieb bis spät in die Nacht beisammen. Die Spieler saßen schweigsam, wie Maschinen, bis endlich ein alter Marquis, die Karten bei Seite legend, sagte:

„Für heute, dächte ich, hätten wir genug; die Damen haben Ursache, auf uns böse zu sein, da wir so wenig sprechen.“

In der That hatten die Damen sich seit einer halben Stunde vom Spieltische entfernt und am Kamine Platz genommen.

„Erzählen Sie uns etwas aus der alten Zeit, Präsident de Pape!“

„Sie wollen sagen, aus der Zeit, wo ich noch jung war? — Nicht so, Frau von Facqueville?“

„Herr Präsident, wenn ich um etwas bitte,

pflege ich nie zu spötteln. Erzählen Sie uns etwas aus der Periode, die Ihnen am interessantesten ist."

Der Präsident fuhr mit der Hand sinnend über das alte Gesicht.

„Im Jahre 88," begann er, „ward ich Parlaments-Präsident. Ich war erst zwanzig Jahre alt, und mein jugendlicher Eifer und meine philosophischen Grundsätze spornten mich an, die Strenge der Gesetze zu mildern. Letztere waren damals ein wahres Gemisch von Widersprüchen und Barbarei, und die meisten Vergehungen wurden mit dem Tode bestraft.

Die meisten von den hier Anweseoden haben schon in jener Zeit gelebt, wo die Folter noch ihr unmenschliches Gesetz übte, demzufolge man, um ein halbes Geständniß zu erpressen, dem unglücklichen Schlachtopfer einen Finger brach, Arme und Beine ausriß, oder noch Schauderhafteres that.

Noch jetzt steht jene Zeit lebendig vor meiner Seele, und viele der geringfügigsten Ereignisse sind mir gegenwärtig. So, z. B., erinnere ich mich noch, daß fünf Jahre früher, als ich Präsident wurde, meine alte Amme starb und ihre Tochter, Franziska, meine Milchschwester, ein zartes Mädchen, im strengsten Winter von Montereau bis Paris, eine Strecke von zwanzig Stunden, zu Fuße zurücklegte, und als ich gerade mit den anderen Studenten aus der Pforte der Sorbonne trat, dort ankam, mich umarmte und mich Bruder nannte. Ich habe sie auch als Schwester bei mir aufgenommen und für ihre Erziehung und Zukunft Sorge getragen.

Doch zur Sache!

Meine Feinde im Parlamente hatten, um mich wegen meiner Duldung und Menschlichkeit zu strafen, sich verabredet, einen wegen Falschmünzerei Angeklagten auf die Folter zu bringen. Gesetzlich waren sie dazu berechtigt, ich konnte und durfte dagegen nichts einwenden; allein der Gedanke, daß diese Tortur, welche bereits einige Zeit geruht hatte, nun plötzlich wieder in Gang käme, brachte mich außer mir. Um das Urtheil abzuwenden, schrieb ich eine Denkschrift voll Gluth und Innigkeit und ließ sie dem Könige überreichen. Vergebens! Niemand unterstützte meine Bitten und Vorstellungen. Der Mann wurde in die Folterkammer geschleppt.

Damals ward ich bestohlen und zeigte dies dem General-Anwalt, meinem Collegen, sogleich an. Eine Tabaksdose war mir entwendet worden. Sie mochte etwa 20,000 Livres werth sein; aber als Andenken meines Vaters war sie mit unschätzbar.

Der General-Anwalt ließ eine Hausuntersuchung bei mir veranstalten, und die Dose wurde gefunden. Wo aber? — Im Bettstrohe meiner Milchschwester Franziska?"

Alle im Salon Anwesenden gaben Zeichen des Erstaunens.

Der Präsident de Pape seufzte tief auf; man sah, wie sehr die Erinnerung ihn erschütterte.

„Franziska wurde vor die Richter geführt. Ich wollte meinen Platz einem Andern überlassen; es ward mir nicht gestattet. Meine Feinde frohlockten, und das Volk drohete, mich zu steinigen, wenn ich die Folter nicht anwenden lassen würde; denn Franziska leugnete anfänglich hartnäckig, rief mir ihre Mutter in's Gedächtniß und erzählte schluchzend, wie vertrauungsvoll sie sich zu mir geflüchtet hätte. Ich aber befahl, sie auf die Folter zu schleppen.

Die Folterknechte begannen ihr schreckliches Geschäft. Die arme Franziska schrie nicht, aber sie sah mich an, und mit welch' einem Blicke! — Jetzt preßte man ihr die Knie zusammen. Das junge, bleiche Mädchen gestand nichts, unter dem herzzerreißendsten Geschrei leugnete es fortwährend. — Jetzt legten ihr die Folterknechte glühende Kohlen auf die Brusthöhle. Sie schrie nicht, gestand auch nicht; denn, meine Herren, Franziska war unschuldig. Ich selbst wußte es nur zu genau."

Die anwesenden Frauen drückten die Hände vor's Gesicht, und ich war so empört, daß ich dem alten Präsidenten sogleich ein Messer durch die Brust hätte bohren mögen. Dieser aber schloß die Augen, und nachdem er sich gesammelt, sprach er weiter:

„Die Folrerknechte brachen ihr die rechte Hand ab, Finger nach Finger, und ihr Blick verschwand in einem Meere rothen Blutes.

Franziska war endlich von der gräßlichsten Pein überwältigt worden; sie bekannte, die Diebin zu sein, aber selbst unter diesem Geständnisse mahnte sie mich daran, daß sie meine Milchschwester sei und mitten im Winter, im tiefsten Schnee vertrauungsvoll zu mir gepilgert wäre."

Der Präsident hatte seine Erzählung kaum beendigt, da erhob sich eine weibliche Gestalt, einem Geisterbilde ähnlich, von ihrem Sitze und schritt auf den Präsidenten zu. Es war Frau von Casabianca. Sie zog ihren Handschuh aus und legte die matt herabhängende, vom Arme abgebrochene Hand, wie versöhnend, auf das Haupt des Bejahrten. Dieser

war todtenbleich; die übrigen Anwesenden nicht minder. Aus den Augen der beiden Ruinen der Vergangenheit strömten Thränen.

Der Präsident ergriff die Hand seiner Schwester und drückte sie an seine Lippen.

„Am Abend desselben Tages," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „war großer Ball bei Hofe; ich erschien in meinem Richterkleide und rother Robe; in der einen Hand hielt ich die Schrift, in welcher Franziska verurtheilt ward. Ich beugte meine Knie vor dem Könige und sprach:

„Sire, die Folterknechte haben heute Nachmittag meine des Diebstahls angeklagte Milchschwester gemartert und ihr Glied für Glied der Hand gebrochen. Ich selbst bin ihr Ankläger gewesen; sie hat sich schuldig erklärt, Sire."

„So?" entgegnete der König gespannt.

„Ja, Sire, sie hat sich schuldig bekannt; aber sie ist unschuldig! Ich habe sie falsch angeklagt und mit Vorsatz die Sache so gelenkt, daß der Schein gegen sie sein mußte."

Der König trat, erstaunt und erschreckt, einen Schritt zurück.

„Und weshalb thaten Sie das, Herr Präsident?"

„Weil ich meinem Vaterlande klar beweisen wollte, daß man selbst dem Unschuldigsten jedes Geständniß erpressen könne, wenn die Folter angewendet wird. Ich habe diesen Beweis geliefert, Sire, und um ihn zu liefern, habe ich ein Wesen geopfert, das mir das Liebste auf Erden ist."

Die Hofleute standen betroffen.

„Meine Herren," fragte Ludwig XVI., warum ist der Ball unterbrochen worden? — Die Musik soll weiter spielen!"

Als er diesen Befehl gegeben, rief er den Kanzler herbei und sprach:

„Mein Herr, von heute Abend an ist die Folter in Frankreich abgeschafft; thun Sie das meinem Königreiche kund."

Glaubensbekenntnisse.

Der Freigeist.

Ich glaube — Nichts, was ich nicht sehe,
Nicht mit den Händen greifen kann. —
Wie's nach dem Tode mit mir stehe?
Ei nun! gar wenig liegt mir d'ran.

„Post mortem" — spricht ja der Lateiner,
„Giebt's keine Lust!" das ist bekannt,
Und wiederkehrte ja noch Keiner,
Der uns erzählte, was er fand.

Mein Leib, das spür' ich alle Tage,
Macht mir gar manche Noth und Pein.
Oft thu' ich an mich selbst die Frage:
Wozu mag ich erschaffen sein?

Die Eiche, sie wird tausend Jahre,
Da bangt des Sterblichen Gemüth;
Denn er liegt auf der Todtenbahre,
Wenn noch die Eiche grünt und blüht.

Der Geist des Menschen soll auf Erden,
Wie jeder Pastor lehrreich spricht,
Von Tag zu Tag vollkomm'ner werden,
Allein, mit Gunst, das glaub' ich nicht;

Denn hält die Krankheit mich umfangen,
Und drückt das Greisenalter mich,
Wo seht ihr dann den Geist wohl prangen,
Der mit den Jahren von mir wich?

Der matte Greis schleicht an dem Stabe
Mit immer schwächer'm Geiste nur
Und kindischem Verstand zum Grabe,
Und zollt sein Opfer der Natur.

Er schließt die müden Augenlieder,
Und wird zu Erde, Asche, Staub,
Und kehret nimmer, nimmer wieder,
Den er wird der — Verwesung Raub.

Ich glaube drum, nach diesem Leben
Ist es für immer mit mir aus,
Und keine Freude wird's mehr geben,
Und keinen Schmerz beim Würmerschmaus.

Der wahre Christ.

Der Glaube, daß nur eine Reise
Dies Leben sei, hebt mein Gefühl
Und daß nur auf der Tugend Gleise
Der Mensch gelangt zum höhern Ziel.

Ich glaube, daß mir, wenn ich fehle,
Mein Richter droben gern vergiebt,

Ich glaub' an ihn mit ganzer Seele,
An ihn, der mich als Vater liebt.

Ich glaube, schickt er mir ein Leiden,
Daß es nur meiner Prüfung gilt,
Und daß er auch durch manche Freuden
Gar manche Schmerzen wieder stillt.

Ich glaube, daß im Erdenleben
Er über mich als Vater wacht,
Daß er mich einst wird hoch erheben
Hab' ich die Reise gut vollbracht.

Ich glaube, wenn das Unglück stürmet,
Wenn Hoffnung fehlt und Trost und Rath,
Daß er mich väterlich beschirmet,
Und schnell mit seiner Hülfe naht.

Ich glaube, daß er auf Altäre,
Von armen Sterblichen gebaut,
Zu seinem Preis und seiner Ehre
Stets gnädiglich hernieder schaut.

Allein ich weiß, daß in dem Herzen
Für ihn der schönste Tempel ist,
Ich glaube drum in Freud' und Schmerzen,
Daß Du, o Gott! mir nahe bist.

Schau' ich auch nicht in ew'ge Fernen,
Und fehlt auch die Gewißheit mir,
So blick' ich auf zu Deinen Sternen,
Und traue, glaube einzig — Dir!

W. A.

Mannichfaltiges.

Bei Bautzen hat ein Bauer in diesem Sommer, um Wasser zu erhalten, einen Brunnen graben wollen, und ist dabei auf ein Braunkohlenflötz von 9 Ellen Mächtigkeit gestoßen. Er wird sich über die außerordentliche Trockenheit dieses Jahres nicht beklagen dürfen.

*In England hat man Versuche im Großen mit der Fütterung mit gekochtem Futter gemacht und gefunden, daß das Hornvieh auch bei verminderter Ration sich wohl befindet und daß die Kühe dabei reichlichere Milch und schmackhaftere Butter geben. Die Ersparung an Futter war sehr bedeutend. Dagegen wollten die Schafe nicht recht an das gekochte Futter, fraßen aber geschnittenes und mit Salzwasser angefeuchtetes Futter mit großer Begierde.

*Die Stadt Prouilly in Frankreich ist unlängst ein Raub der Flammen geworden. Das Elend der Einwohner war eben so groß, wie das der Hamburger im ersten Stadium der Noth. Ein Invalide ging am zweiten Tage nach dem Brande dahin, um sein Scherflein den Dürftigen selbst einzuhändigen. Nachdem er nun einige Silberstücke d. i. seine ganze Habe mildthätig vertheilt hatte, kniete noch ein armer Mann, ein Vater von 5 unmündigen Kindern, vor ihm nieder und bat ihn um eine milde Spende, da er mit den Seinigen auf dem Punkte stände, zu verhungern, ehe in den nächsten Tagen Hilfe von der Regierung käme. Der Invalide suchte wohl in allen Taschen nach, fand aber nichts mehr, als ein Stück Brot, daß er einem Kinde des Bettstellers reichte, und blickte mit Thränen ins Auge traurig vor sich hin, zum ersten Mal vielleicht beklagend, daß er selbst arm sei. Da fiel sein Blick auf ein Bild, daß an einem Baum hing und mit den Worten: „Ich weiß, was ich zu thun habe, der heilige Martinus dort lehrt es mich, wie er sich seines Mantels für die Armen entblößt hatte, so will ich es thun,“ zog er seinen Oberrock aus, reichte ihn den Hilfsbedürftigen und eilte schnell von dannen.

*Das Departement der Marne versendet jährlich 2,700,000 Flaschen Champagner ins Ausland, während ganz Frankreich nur 626,000 gebraucht. Will man aber wissen, wie viel Frankreich jährlich Eier verbraucht? Die ungeheure Zahl von 7 Milliarden und 250 Millionen Stück. Die einzige Stadt Paris verbraucht jährlich 120 Millionen Eier. —

*In London hat ein Uhrmacher eine Maschine erfunden, die in einer bestimmten Zeit 300 Uhren auf einmal fertigt. Die Uhren werden dadurch mehr als noch einmal so wohlfeil.

*In den vereinigten Staaten von Nordamerika werden jährlich 100 Klaftern Holz zu Schwefelhölzchen verschnitten und man braucht dazu 60 Centner Schwefel; nachgezählt aber sind die Klaftern nicht worden.

*Ein Altdeutsches Sprüchwort lautet: Stroh im Schuh, die Spindel in der Tasche und der Neid im Herzen gucken überall heraus.

Druck und Verlag von W. Levysohn.